

Naturwissenschaftliche Romane.

Ein Versuch
die Lehren der Naturkunde

im Gewande der Unterhaltungslectüre zu verbreiten.

Von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

Erster Band:

Der Vulcanismus
oder
Das Todesthäl auf Java.

Mit 10 lithochromirten Abbildungen.

Berlin, 1861.

Verlag von Theodor Thiele.

Der Vulcanismus

oder

Das Todesthäl auf Java.

Ein Roman unter dem Schleier der Natur

von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

Mit 10 lithochromirten Abbildungen.

Berlin, 1861.

Verlag von Theodor Thiele.

lacht über den Schreck, den Du bekommen würdest, wenn Du die verstözene Geliebte zum dritten Male wiederfändest!"

Das heitere Mädchen machte mich alle meine guten Vorsätze vergessen, welche überhaupt nicht gar zu streng sein mochten, und ich hatte nicht Ursache, dieses zu bereuen; denn Galissi leistete mir nun die nächsten Tage hindurch vermöge ihrer Ortskenntniß unbelzahlbare Dienste und verlangte doch keine andere Belohnung als die Erlaubniß, mich einige Zeit auf meiner Reise zu begleiten.

Sie erfuhr von mir, daß ich den weiten See um den Vulkan Galungang besuchen wolle, und sie bot sich mir zu Antwerpen an, mit der Versicherung, daß keiner frejemmen, neidisch glaubte, mich zu brechen der Umgegend zu können, durch den ihrer Verbindung unter einander wußte, indem der See-Lagune Petao jederzeit nur von ihrem Thale aus, der Galungang aber nur von der entdeckten Seite von Lüheriben oder Tassil malade bestiegen werde, in dem man, durch die Minocerospiste geleitet, Beide mit sehr viel geringerer Mühe von hier aus bewältigen könne. Sie sei mit ihrem Vater und Bruder schon als Kind wiederholt dort oben gewesen und habe noch vor kurzem den Weg gemacht; sie wolle mich leiten, wenn es mir recht wäre.

Nun kann ich nicht leugnen, daß, wenn auch eine gewisse Besorgniß mich beschlich, wie es für die Zukunft werden würde, ich doch in soweit mit der Begleitung höchst zufrieden war, als ich ihren Zusicherungen zu Folge vermuthen durfte, eine des Weges kundige Führerin um mich zu haben. Daß eine Besorgniß sich mir aufdrängte, wie ich wohl nach empfangenen Diensten das gute Mädchen loswerden möchte, gereicht gewiß meinem Herzen wenig zur Ehre und kann auch dadurch nicht zu Gunsten desselben ausgelegt werden, daß die Frage vollkommen verhüntig war. Aber, wie es leider mit dem erbärmlichen, schwachen Menschen ist, was ihm entgegengebracht wird, hat wenig Werth für ihn; hätte ich mich um die Liebe des wirklich schönen, liebenswerthen Mädchens zu bemühen gehabt, so würde ich auf jede Kunstbezeugung unzweifelhaft den größten Werth gelegt haben; jetzt, wo sie mir ihre Liebe und ihre höchste Kunst freundlich und aufopfernd entgegen trug, hatte ich keine andere Besorgniß, als daß es mir schwer werden könnte, mich ihrer zur rechten Zeit zu entledigen. Es kommt wahrlich auf das hinaus, was Lady Stanhope hiervon sagt: sie wundere sich, daß die Männer so gar nicht ihren Vortheil verstanden, sie bemühten sich um die Frauen, sie ließen ihnen nach — Thorheit! wenn die Männer dies unterließen, alle zusammen nur vier Wochen lang, so würde sich die Angelegenheit sofort unlehren, die Damen ließen den Männern nach.

Warum geschieht denn so viel Verbotenes? Weil gerade das Verbotene

so vielen Reiz hat, so wie das Verborgene. Was offen da liegt, achtet man nicht! Richtenberg meint, wenn die Frauen gleich den Südseetailanderinnen ganz unbekleidet gingen und nur etwa den freien Zehen verborgen trügen, so würde sich die ganze Aufmerksamkeit der Männer darauf richten und sich darauf concentriren.

Wir dürfen ja nur den galanten Bräutigam mit seiner jungen Braut beobachten, um zu sehen, wie wahr dieser Ausspruch ist.

Er küßt ihre schöne Hand, aber er schiebt die Manchetten zurück, um ein Stückchen Arm zu bekommen, was vorher bedeckt war. Nun erscheint sie in kurzen Ärmeln, er hat also nicht ein kleines Fleckchen, er hat den ganzen Arm — nicht genug! da wo der Ärmel den Körper bedeckt, da sucht er noch ein Fleckchen, was er nicht sieht; sie zeigt sich ihm im Ballkleide, sie wehrt ihm nicht, die schön gerundete Schulter zu küssen, aber er streift das Kleid von der Achsel, um den Kuß dort aufzudrücken, wo das Kleid es ihm verwehrt.

So ist es im Einzelnen, so ist es im Ganzen, und der Schluß meiner Meditationen war immer wiederkehrend die abscheuliche Frage: Wie wirst du das liebende Mädchen los? Inß unter andern Umständen ich gefragt hätte: Wie wirst du das geliebte Mädchen erreichen, dich ihrer und ihres Bruders verhindern?

XXXVI.

Galissi begleitet mich auf meiner Reise. Wunderbare Gegenden. Ein Urwald. Gasquellen. Ein Tiger und ein Rhinoceros gehen Arm in Arm spazieren.

Noch viel vor Tage erhob sich Galissi, um schleunigst einen Morgenimbiss zu bereiten und Lebensmittel auf mehrere Tage für uns Alle herbeizuschaffen. Da in ihrem Hause nicht so viel Vorrath war, gab ich ihr einige Piaster, wofür sie vom Nachstbefreundeten Reis, Mais, eine große Menge Früchte, Reisbranntwein, Zuckersaft in großen Kürbisflaschen und manches Andere, was uns sehr dienlich werden konnte, einkaufte, was sie auf die Kuli's und Führer vertheilte und zum Aufbruch trieb.

Wir hatten wohl schon eine Stunde den Weg durch die Kaffeegärten, durch Felder mit Bergreis, kleine Obstwäldchen, Maispflanzungen genommen, als die Sonne eben über dem Galungang aufging, und wir von unserm Standpunkte aus das ganze Thal mit all seinen Reizen übersehen konnten.

Ueberall leuchtete aus dem rothen Blüthenmeer der Dadaphäumchen, der Erythrina, welche zum Schutze der Kaffeepflanzungen neben denselben steht, leuchtete aus dem hellen Grün der Pisanggebüsche das freundliche Weiß der von einzelnen Kofospalmen, von Brotfruchtäpfeln überschatteten japanischen Hütten uns entgegen.

In der Ferne, nach Norden zu, wohin die ~~unbekannte~~ Fläche des Thales sich senkt, und wo man nicht mehr die einzischen Hütten unterscheiden konnte, da zeichneten sich doch die Dörfer der Palmen immer scharf und deutlich ab, als Wälchen von Brotfruchtäpfeln und fruchtigen, breitblaubten Feigenbäumen gebildet, deren tüpfeliger Schirm fast eine massenhaft hervorbrach aus den hellen, feuchtfeuchten Äpfeln der angebauten Akazien.

Die Vegetation dieses abfließenden Tales ist so unüberschaubar mannigfaltig, daß man je gerade bunt nennen kann, denn nicht bloß grün in den verdeckten, schattigen, neutraen auch zittrigen, braun, grau und purpurgrün mit den Blätter der Pflanzen. Purpur trug das sibene Blatt des Calladium blatt, nahe am Boden und auf sumpfigen Stellen wachsend; purpur glänzt die prächtige Baumkrone der Dracaena terminalis, grau erscheint die Casuarinea, braun der Ficus, von welchem das Federharz gewonnen wird, silberhell auf der Oberfläche, so wie das Blatt der Silberpappel auf der unteren Seite, erscheinen mehrere Artemisien, mehrere Eissusarten und nun leuchten die hellgrünen und großen Blätter der Seitamienen, der Canna, der Musa, der Heliconia, der Strelitiaarten hindurch und überall sieht man die Blüthenpracht der Tropenwelt sich entfalten in unglaublicher Schönheit. Von solchem Anblick muß man sich gewaltsam losreißen, um, was bei diesen Reisen das kostbarste ist, die Zeit nicht zu verlieren.

Galissi, welche, lebhaftig wie ein Reh, immer voran war, machte mich bald hier bald dort, auf die Reize der Gegend, durch welche wir zogen, aufmerksam, zeigte mir die versteckten Dörfer, die Feigen und Kastanienvälder, hatte von Allem, was ich hier sah, Kenntniß, hatte die auffallende Erscheinung der zonenweisen Umkleidung der Berge mit stets charakteristisch verschiedenen Pflanzen, hatte den Unterschied der cultivirten und Urwaldgegend, den Unterschied dieser von der höher gelegenen Strandvegetation sehr wohl aufgefaßt und that zuweilen so außerordentlich kluge Fragen, daß ich verwundert nicht recht wußte, woher sie die Begriffe habe, welche diesen Fragen vorangehen mußten.

Wir gelangten jetzt aus der angebauten Gegend in die Waldregion. Was sind das für Wälder? Laubwälder, Nadelwälder? und, wenn etwa belaubt, sind es Buchen, Birken, Eichenwälder? So kann man hier gar nicht sprechen! In Europa kann solch eine Frage beantwortet werden, hier

nicht; die Waldbäume bei uns sind gesellige Pflanzen; ein Wald kann von einem gar nicht mit der Forstultur Vertrauten schon von ferne als ein Laub- oder als ein Nadelbaumwald erkannt werden, der Forstmann aber wird viel weiter gehen, er wird auf große Entfernungen unterscheiden, ob dort ein Föhren- oder ein Tannenwald, ob dort ein Eichen oder ein Birkenwald steht; die Pflanzen sind alle derselben Art, das Alter der Pflanzen ist dasselbe, ihre Höhe also gleich, sie bilden mit ihren Kronen eine ziemlich gerade Linie; durchaus anders ist es mit den Wäldern hier, alles Mögliche und Erdenkliche, was nur die Zone und die Region hervorbringt, wächst hier bunt durch einander in jeder möglichen Altersabstufung. Wenn man die uns zunächst liegende Waldfläche etwa nach dem Baume, der uns am Häufigsten erscheint, einen Feigenwald nennen wollte, so dürfte man nur ein wenig genauer hinschauen, um sich zu überzeugen, daß doch wohl die Rosamalabäume, welche das wohlriechende Storaxharz liefern, die Hauptsache seien; aber hoch über ihnen schwanken die schönen, aufrecht stehenden Blätter der Palmen: warum sollte man diesen Wald also nicht einen Palmenwald nennen? Ein Urwald ist es, in welchem Alles durch einander wächst und in welchem nur, wenn er (wie hier auf Java immer der Fall) auf stark ansteigendem Terrain steht, die Bäume sich nach der Höhe der Stufe unter ihnen aufzuteilen, so man bei 1000 Fuß die Rosamalabäume beobachtet unter alle bei 3000 Fuß breite zeigen, und noch niedriger die Palmen und buntfarbenen, rot-braunen bis 5000 Fuß die Rosamalabäume sind nach oben hin verschwunden und an ihre Stelle treten die Kammarabäume (Pinus dianthra), ein schlechtes nach dem Baum benanntes Harz (ammar gewonnen wird, das reichlich im traditionellen Nirnß gibt) aufstreten. Hier kann man einigermaßen die Wälder nach Baumspecies unterscheiden, sonst findet man Alles durch einander, auch geben diese Pflanzenformen, wenn sie höhere Temperaturen lieben, so daß sie sich an bestimmte Höhenverhältnisse binden, dergegenau nicht über, daß man nirgends sagen kann, hier hört diese, hier jene Pflanzenartung auf, d. h. daß man Niemandem zeigen kann: siehe diese, jene Arbeitschattirung an, sie röhrt daher, daß dort die nesselartigen Pflanzen, dort die Nadelbäume vorwalten. Vollkommen bunt wächst Alles durch einander und auf eine so entstellende Weise werden die Bäume von den ~~z. b.~~ Apfeln überwuchert, daß es nun vollends unmöglich wird, zu sagen, dieser Baum hat dies oder jenes Blatt. Auf dem Boden steht der Wald, in der Luft schweben seine Kronen — diese Kronen sind der Boden für einen neuen Wald, der auf jenem ersten steht, aus allen möglichen Schmarotzerpflanzen zusammengesetzt, welche eine solche Mannigfaltigkeit von Blüthen und Blättern zeigen, daß es vollständig unthunlich wird, den Baum von seinen Gästen zu unterscheiden.

In solchen Urwald drangen wir nun ein; allein, viel leichter als es uns früher geworden. Galissi hatte uns nicht direct, sie hatte uns durch einen kleinen Umweg seitwärts nach einer Gegend geführt, in welcher ein breiter Steg, wie für uns ausgehauen, sich zeigte, es war ein Rhinoceros-pfad, den die Dorfbewohnerin kannte, der aber natürlich den aus weiter Ferne kommenden Kuli's unbekannt sein mußte; dieser Pfad leitete uns auf eine Fläche, welche die Javanen „Patjak gallang“ nennen, einen wunderbaren kahlen Fleck mitten im reich belaubten Urwalde, von etwa einem Morgen Größe, der ganz mit bellgrauen Steinen bedeckt ist, auf dem sich keine Spur von Vegetation zeigt. Der Boden ist derjelbe, wie hundert, wie zehn Schritte weit von jener Menge, es ist das verwitterte Gestein des Vulkan, auf welchem rechts und links von diesem Fleck die üppigste Vegetation steht, der aber gerade hier nicht ein düftiges Moos trägt.

„Was ist das? Welcher kommt das?“ fragt mich Galissi. Nun, der Geruch zeigt es an, Schwefelwasserstoffgas dringt ununterbrochen aus allen Spalten und Rissen des Bodens hervor, nicht in solcher Menge und auch nicht in solchen Strahlen, daß man es bequem auffangen könnte, aber doch genügend, um durch seine große Gifigkeit jede Vegetation zu hindern.

Es ist nicht das berüchtigte Todesthal, aber es ist nichts Besseres; wenn ein Thier, dessen Kopf nahe am Boden ist, wie eine Raie, ein kleiner Hund, mitten auf diesem Fleck ausgefetzt würde, so könnte das Thier sicher nicht die Grenze erreichen, das Einathmen der giftigen Dünste würde es tödten. Ich versuchte es, darüber hinweg zu schreiten; ich wurde zwar sehr von dem äußerst üblichen Geruche belästigt, allein es war die Anhäufung des Gases doch nicht stark genug, um bis zu meiner Höhe in einer das Atem beschwerlich machenden Weise zu reichen; unten aber muß die Gasschicht so viel dichter sein, daß sie tödtlich werden kann.

So merkwürdig der Ort ist, so wenig Reiz hatte er doch, und ich beelte mich daher, nach einer flüchtigen Untersuchung, und nachdem ich ein paar Steine verschoben hatte, um zu sehen, ob etwa Spalten und Risse zu finden wären, weiter zu kommen, und nahm wenig Notiz von der Menge toter Insekten und kleiner Thiere, Mäuse, Eichhörnchen, wilder Hunde, die zerstreut darauf herum lagen und eilte aufwärts zu dem Schwefelmeer. Galissi erzählte mir, daß auf diesem Platze sehr häufig auch größere Thiere, sogar Rhinoceros tot gesunden würden, Tiger noch viel häufiger. Ich fragt, wo denn die Nester derselben blieben, man sahe ja gar keine; sie meinte, dieselben würden der Haut wegen von den Javanen weggeholt; deshalb sei ihr auch der Weg hierher bekannt, da man oft hierher gehe, um zu sehen, ob etwas zu finden sei. Das Fleisch der Thiere lasse man gern liegen, weil es die Raubthiere anlocke, die dann gewöhnlich in Folge ihrer

Veranlasse die Beute trotz der Erstickungszufälle, die sie anwandten, nicht fahren ließen und darum tot auf dem Platze liegen blieben.

Die Gebeine, wenn sie einmal abgenagt, blosgelegt wären, sollten sich hier vollständig verzehren, sollten in wenig Monaten zu Pulver zerfallen, und dieses sei der Grund der hellen Farbe des Bodens, das sei die Asche der hier gefallenen Thiere.

Indem sie so, an meiner Seite emporsteigend, durch den Wald mich nach dem See leitete, ward das Gebüsch lichter und lichter, und wir konnten eine ziemlich große, ganz ebene Fläche übersehen. In diesem Augenblicke berührte mich Galissi's Hand: „Sieh!“ sagte sie leise und zeigte mir einen Tiger und ein Rhinoceros, in freundshaftlicher Unterhaltung neben einander promenirend, nicht hundert Schritte von uns.

Es wurde mir schwer, ein lautes Lachen zu unterdrücken, die Sache sah wirklich höchst komisch aus. Das war also die gerühmte Rhinoceros-freundschaft, von welcher der im Erzählen unrichtiger Dinge sehr kühne Raffles spricht. Sie sollen nämlich sehr häufig mit einander (Arm in Arm) spazieren gehen, sollen einander nicht anfeinden, sondern auf einen etwaigen Feind gemeinschaftlich losgehen, sich gegenseitig beschützen und bewachen und weiß der Himmel, was im Verhältnisse mehr.

Wie ich hier sah, waren zwei mächtige wilde Thiere, welche beide lieblich miteinander zu leben scheinen, einander fürchteten und sich mit sehr entzücktem Mintrauen beobachteten. Sie waren unzweifelhaft zufällig zu einander gerathen und wussten keiner, sich zurückzuziehen; denn der Tiger fürchtete das Horn des Rhinoceros und dieses die scharfen Klauen und die Fangzähne des Tigers, und jedes der beiden Thiere konnte gewiß sein, daß bei der geringsten Bewegung, die eine Blöße gab, das andere diese zu einem tödtlichen Angriffe benutzen werde. So wandelten sie brummend und grunzend über den freien Plan in den Wald, trennten sich aber dort, sowie sie an die ersten Bäume kamen, und ich glaubte zu bemerken, daß sie zufrieden waren, einander los zu sein; denn so gravitätisch sie Anfangs neben einander schritten, jeder den Kopf nach dem andern gerichtet, so trabten sie jetzt nach verschiedenen Richtungen auseinander, eilist und schleunigst; nur der Tiger sah nach etwa funfzig Schritten, hochaufgerichtet, sich nach seinem Busenfreunde um; das Rhinoceros aber hatte sich bereits im Schatten des Waldes verloren.

Wir traten jetzt aus dem Rande des Waldes hervor und konnten nun die von Gebüsch und Wald, auf zwei Seiten auch von Gebirgen und hohen Felsen umgebene und überragte Ebene ganz übersehen. Der Plan war ziemlich groß und senkte sich nach der Mitte zu. Der Theil der Ebene, welchen wir, das Thal heraufkommend, durchschritten, war kahl, hatte wenig

Pflanzen, und diese waren ziemlich dürtig. Es war offenbar diejenige Stelle, über welche sich zur Regenzeit das Wasser des anschwellenden Sees entlud, und dieses mußte nachtheilig auf die Pflanzenwelt wirken, bis vielleicht angenommen werden konnte, daß nun die überfließenden Massen durch den gleichzeitig niederströmenden Regen schon genug verbünnt seien, um nicht mehr schädlich zu wirken. Auf der oberen, höher gelegenen Seite des Sees trat eine schöne mannichfaltige Flora bis so nahe an das Ufer, als es seine wechselnde Höhe gestattete; jetzt war er offenbar von sehr niederem Wasserstande, und zwischen dem eigentlichen Wasserspiegel und dem mit Pflanzen besetzten Ufer fand sich ein weiter Rand von ungefähr hundert Schritten — auch weniger, auch mehr — Breite.

Wir standen vielleicht zehn Fuß über dem Spiegel und hatten deshalb eine sehr gute Aussicht über denselben. Gegenüber unserm Standpunkt erhob sich die Waldung über die Pinienmattung, selbst bewaldet bis zu seiner äußersten Höhe; rechts von uns, also im Südwesten des Sees, gewährte nun die Waldung in ziemlich gleicher Höhe mit unserm Standpunkte sich hinziehen, woran sich das Gebirge anschloß. Es kam mir nicht vor, als ob in der nächsten Umgebung der Boden sich erhöhe; allein aus dem Walde heraus schaueten mächtige graue Felsen, sonderbar abstechend gegen das wunderschöne Grün, welches dieselben rings umgab.

XXXVII.

Das Schwefelmeer in kochendem Zustande. Augenverblendung wie das Mehrste auf dieser schönen Welt. Groz dessen sehr wunderbar. Giftige Gasarten. Rhinocerospfade und Fasen auf denselben.

Vor uns lag mit seinem grünen, waldigen Hintergrunde und dem sich darin auf höchst sonderbare Weise spiegelnden Vulkan, der See den ich zu beschreiben fast mich scheue, denn Niemand wird glauben, daß er so aussehen kann, als ob er mit Milch angefüllt wäre, und doch ist es so. Man möge sich ein fast kreisrundes Becken von etwa tausend Schritt Durchmesser (derselbe hat etwas über dreitausend Schritt im Umfang, also ist der Durchmesser ziemlich richtig angegeben) vorstellen, das ganz mit der weißen Milch angefüllt ist, dann noch einen Rand von hundert Schritt Breite aus Kreidestaub, so wird man sich einen Begriff von dem Telaga Bodas machen können und auch verstehen, warum ich sagte, daß Wald und Berg sich auf eine höchst sonderbare Weise darin abbilden; da nämlich der Spiegel

weiß ist, wie eine glasirte Porzellantafel, so sind die Gegenstände, die man darin sieht, so hell gefärbt, daß man sie kaum wieder erkennt.

Der See ruht auf einem schneeweißen Sand, in dem sich viele Schwebekel finden; der Boden des sogenannten Schwefelmeeres (Telaga Bodas) und seine Ufer sind auch noch mit einem weißen Sediment bedeckt, welches sich aus dem Wasser niederschlägt, und welches aussieht, wie ein Anstrich von Kreide mit Wasser, der getrocknet ist, also nicht glänzt, wie ein Delanstrich glänzen würde. Das Wasser selbst ist vollkommen klar, hat jedoch einen Geschmack, der Alraun in Menge verräth; dazu ist Schwefel durch Wasserstoff darin aufgelöst, und dieser schlägt sich milchweiss nieder, wenn das Auflösungsmittel (Wasserstoffgas) entweicht.

Der See wird genährt durch zwei kleine Bäche des reinsten, kristallhellen Wassers von angenehmer Kühle; diese von dem Gebirge herabströmenden Quellen sind es also nicht, welche dem Wasser des Sees seine mineralischen Bestandtheile geben, er bekommt dieselben auf andere Weise. Der ganze Boden ist vulkanisch, rings um den See steigen Dämpfe empor, die Temperatur des Bodens ist überall 30°, das Wasser des Sees hat 18° C., weil es stets erneuert wird durch die Kaltwasserbäche; allein es steht mit einem viel höher temperirten Boden, und daß dieser fortwährend dampft aufzeigt, sieht man innerhalb des Umkreises des Sees.

Wahrheit die eigentliche grüne Alache derselben so außerordentlich ruhig und klar ist, daß nein verblümtesten Spiegel darbietet, ist doch der ganze Rand auf die Breite von etwa zehn bis zehn Fuß, so weit daß die Tiefe des Wassers etwa einen halben Fuß beträgt, in einem ununterbrochenen Wellenschlage. Bis auf solche Entfernung nämlich strömt Gas aus dem porösen Boden und durchstreift das Wasser, so daß es das Ansehen eines wirklichen Kochens hat, natürlich nur am Rande. Wenn man eine flache Metallschale, einen Kessel von der Form eines Uhrglases mit Wasser füllt und über ein recht breites Feuer bringt, welches die ganze Schale umspült, so wird man rundum eine so starke Erhitzung bemerken, daß hier das Wasser wirklich kocht, indeß die tiefere größere Wassermasse noch kaum bemerkbar erwärmt worden ist.

Die Bewegung des Kochens ist aber bei dem See nur eine scheinbare; es ist kein glühender Boden da, der Wasserdämpfe erzeugte und das Wasser so erhitzt, daß sie, die Dämpfe, an dem flachen Rande hindurch streichen, ohne niedergeschlagen zu werden — das ist eben Kochen — sondern es sind permanente Gasarten; allein sie machen auf das Auge genau den Eindruck, als ob es Dämpfe wären und als ob das Wasser kochte.

Weiter hinein findet solche Entwicklung der Gase nicht mehr Statt; Das Toebethal auf Java.

wahrscheinlich hat der höhere Druck des Wasserstandes hier den Boden dicht genug gemacht, um ihn gegen die Gasentwickelung zu verschließen; deshalb ist auch der große, weißglänzende Spiegel des Sees völlig ungetrübt, und die kleinen, kurzen, krausen Wellen, die das Kochen erzeugt, pflanzen sich kaum weiter als auf etwa zehn Fuß von dem letzten Ringe aufsteigender Blasen fort, und im Übrigen bleibt alles glatt und eben.

Es fehlte mir an geeigneten Gefäßen, die Wassarten aufzufangen; darum war ich außer Stand, sie zu untersuchen mit zu bestimmen; der Geruch aber verräth jedenfalls Schwefelwasserstoffgas, denn die ganze Fläche riecht etwa so, wie diejenigen Stäuben von Rauch, durch welche die noch warmen Schwefelwasserstoffe aus den Partien abfließen. Läßt übrigens Kohlensäure gleichzeitig mit in viel größerer Quantität, als Schwefelwasserstoffgas entweicht wird, glaube ich bestimmt annehmen zu dürfen, weil, wenn alles das, was an Schwefelatmosphären hier aus dem Rande des Sees und aus den niedrigen, nicht von Wasser überfluteten Ufer aufsteigt, reines Schwefelwasserstoffgas wäre, man es völlig unmöglich finden würde, nicht etwa, sich denselben zu nähern, sondern überhaupt die Richtung zu betreten. Die schwere Kohlensäure aber bleibt am Boden und wird theils durch Luftströmungen hinweggeführt, theils fließt sie auch wohl von selbst rings an dem Berge herab und trägt wahrscheinlich zu der außerordentlichen Neppigkeit der Vegetation bei, welche die fernere Umgebung zeigt, diejenige, wohin das giftige Schwefelwasserstoffgas nicht mehr reicht, indem es vermöge seiner Leichtigkeit sich in die höhern Schichten erhebt, im Durchstreichen sich mit der Atmosphäre mengt und nach und nach sowohl aufhört, bemerkbar zu sein, als sich auch wirklich aus der Umgegend entfernt.

Das Wasser, das in den See gelangt, ist vollkommen rein, geschmacklos, geruchlos, von erquickender Kühle; dasjenige, das aus dem See in einen ziemlich starken Bach tritt, welcher gegen Norden absfällt und sich in den Tjimanok ergießt, bevor derselbe das reizende Thal verläßt, ist beladen mit den in dem See enthaltenen Auflösungstoffen; es ist zwar auch noch durchsichtig und klar, allein es schmeckt süßlich herbe, zusammenziehend durch den Alraun, es riecht nach Schwefelwasserstoffgas, und es läßt in Folge des Verlustes dieses, den Schwefel aufgelöst haltenden Gases, den Schwefel als Schwefelmilch fallen, und derselbe überzieht auf Laufende von Schritten abwärts die Steine und die Ufer des Baches mit jenem weißen Anstrich, von dem ich gesprochen und der sich erst ziemlich weit abwärts verliert, in Grau übergehend, zuletzt gar nicht mehr sichtbar.

Ob die Malahen diesen See „Schwefelmeer“ nennen, weil sie wissen, daß in den Sedimenten desselben sich auch Schwefel findet? Allein das Se-

diment ist gar nicht das einzige schwefelhaltige an diesem See; seine Ufer haben noch eine andere schweflige Merkwürdigkeit. Am südlichen Ufer nämlich, etwa zehn Fuß über der jetzigen Wasserfläche, bläst aus einer Ablaufalte von ungefähr einer Elle Durchmesser, Schwefeldampf in ungemeiner Menge hervor, und mit einem solchen Druck, daß dieses Schwefeldampf zischend und pfeifend entweicht. Sobald der anfangs unsichtbare Dampf sich einige Fuß über den Boden erhoben hat, beginnt er in gelber Farbe sichtbar zu werden, und man erkennt hieran, daß die ausgestoßene Luft wirklich nur Schwefeldampf sei. Eine ähnliche, aber nicht so viel ausgebende Stelle findet sich etwas mehr südöstlich vom See, näher an der Wand des Galungung. Die Temperatur dieser Tumarolen beträgt bei der stärksten 76° C. und bei der minder starken 63° C., wahrscheinlich aber habe ich die eigentliche Temperatur des Innern dieses Schwefeldampfgebläses noch gar nicht gefunden; denn es ist nicht nur höchst gefährlich, sich demselben bis auf Armeslänge zu nähern, es ist auch fast unmöglich, weil der Schwefeldampf den Kehlkopf dergestalt zusammenzieht und schnürt, daß man gerne davon bleibt.

Die beiden nährenden Bäche bringen kaltes Wasser in den See, und tiefer unten bei mit Ausnahme der Uferstellen, auch eine Temperatur, die in bei mir unter 17° C. nicht zu liegen scheint, so daß die nährenden Bäche und sein Abfluß ungefähr die gleiche sind. Nur die größere Wassermasse (der tausend Tonnen um umfassende) bätteln sie teil nach höheren Messungen (drei von vier Tonnen) in höhere Temperatur zu bringen, genug die jetzt Temperatur entnahm, sonst des Berges nicht mehr, allein kleine Dümple werden jetzt genug erhitzt; so geben die gedachten Bäche kleine Wasseradern an einige Becken von etwa dreißig Fuß Durchmesser ab, diese sind vollständig über ihre ganze Masse in Bewegung, so daß man sie über und über für kochend halten muß, und sie dampfen auch selbst bei der hohen Temperatur der Luft um Mittag. Kochend scheinen sie allerdings nur; denn alles, was hindurch strömt, ist nicht Dampf, sondern Gas; allein ihre Temperatur beträgt doch 60° C., und dies würde schon genug sein, um ein Huhn darin abzubrühen.

Weder der Führer meiner Begleiter, noch Galissi, welche in diesen Dingen ungewöhnlich gut unterrichtet schien, wußten anzugeben, wann dieses sogenannte Schwefelmeer wohl entstanden sein möchte; Eltern und Vorfätern hatten dasselbe bereits in seinem jetzigen Zustande gekannt; er ist auch früher wiederholt besucht worden, und in der Voraussetzung, daß keiner ihn controliren würde, hat der jedesmalige Besucher gelogen, soweit seine Phantasie nur irgend reichte; so erzählt einer dieser Gewährsmänner: „Aus einer mehrere Ruten breiten (eine Rute hat zwölf Fuß) Öffnung des

Berges steigt eine dicke Säule von Schwefel- und Wasserdünsten, welche mit einem unbeschreiblichen Getöse nach oben getrieben, mit einem Brausen und Heulen, wie der furchtbarste Gewittersturm, gegen die höher liegenden Felsen stößt und sie mit Schwefel verglast. Aus der mächtigen Klut, die jedoch für die anbringende Masse viel zu eng ist wird eine ungeheure Menge glühenden Schwefels ausgestoßen, welche bläulich brennend rund um über das Gestein quillt und sprudelt, darum auch dieser See mit Recht das Schwefelmeer heißt.

Die Gase, welche ausgestoßen werden, sind so giftig, daß die ganze Umgegend mit todtten Thieren bedeckt ist; die Vögel fallen aus der Luft, die Säugethiere, so wie sie sich haben, um wie berauscht und stürzen sich mutwillig in den Tod (die verruchten Selbstmörder!) Auch das Trinken dieses Wassers ist tödtlich, und wir hatten grosse Not, dieser Gegend mit gesundem Leib zu entkommen, welche schon an der ungeheuren Masse alter, gänzlich verfchöter Bäume, die traurig ihre blattlosen Neste und Zweige in die Luft strecken, leunlich ist und die schrecklichen Wirkungen befundet."

Es ist nur schwer zu begreifen, wie der Verfasser der Erzählung so glücklich gewesen ist, dem Tode zu entgehen; da die Vögel aus der Luft erstickt herabfallen, so bleibt keine andere Erklärung übrig, als anzunehmen, er sei in einem Luftballon dort gewesen. Ich für meinen Theil habe weder todtte Thiere, noch Jahrhunderte lang stehende Zeugen der Zerstörung — verkohlte Bäume hier gesehen, sondern im Gegentheil, bis auf die Strecke, welche bei Hochwasser von dem See überströmt wird, eine sehr schöne, frische und der hohen Lage des Sees — 5700 Fuß über dem Meer — entsprechende Vegetation gefunden.

Nachdem wir auf einer Erhöhung über den allerdings lästigen, doch so weit ich bemerken konnte, gewöhnlich nicht gefährlichen Schwefeldünsten, uns an der herrlichen Aussicht sowohl als an unsern Speisevorräthen gelabt, setzten wir unsern Weg fort und zwar dahin, wo das Rhinoceros und der Tiger freundlichen Abschied genommen hatten. Jene Thiere haben eine wahrlich schreckhafte Ungeßtalt, und es ist dem Tiger nicht zu verdenken, wenn er nicht gern mit denselben anbindet. Die Haut des Thieres ist reichlich einen Zoll dick und wiegt vollständig dessen sechsten bis siebenten Theil, d. h. es giebt solche Bestien, welche zwölf bis vierzehn Centner wiegen, und deren Haut ein Gewicht von zwei Centnern hat.

Diese Haut ist viel zu groß für das Thier; hat man dieselbe abgezogen vor sich liegen, so ist man überzeugt, sie sei groß genug, um drei solche Thiere hineinzwickeln. Nicht nur ist dem Nashorn sein Rock zu weit, so daß er vorn, unten wo er zugeknöpft sein könnte, beinahe bis auf den Boden hängt, sondern er ist ihm auch viel zu lang, so daß er an

den Schultern und hinter den Schultern lange und tiefe Falten schlägt. Die nebenstehende  Zeichnung giebt einen halben Querschnittschnitt des Thieres, oder vielmehr der äußersten Bekleidung der Haut; an einer Stellen ist dieselbe durch fustige Falten dreifach. Würde eine Kugel, von vier Roth Pulver befördert, das Rhinoceros an einer dieser Stellen treffen, so würde vielleicht eine, auch die zweite Decke durchbohrt werden, an der dritten aber bliebe die Kugel sicherlich sitzen. Mit Kugeln schießt man nun aber nicht auf das Nashorn, und so ist das Thier eigentlich unverwundbar; denn selbst die verletzlichste Stelle, die zwischen zwei Falten, wo doch nur eine Hautdecke, dazu die schwächste, befindlich, leistet einer Büchsenkugel Widerstand. Will man das Thier durch einen Schuß tödten, so muß man eine feste Hand und vielen Mut haben, um dasselbe auf sich zukommen zu lassen, um ihm dann ins Auge zu schießen; in diesem Falle dringt die Kugel durch die dünne Augenhöhle in das Gehirn, und der Tod erfolgt augenblicklich. Allein wie schwer auch gepanzert, die Malachen haben doch Mittel gefunden, dieses Ungeheuer der Urwälder zu fällen.

Auf den Rhinocerospfaden legen sie das tödtliche Werkzeug dem Thier in den Weg. Ein sehr langer und scharfer Krisch wird an ein Stück Bamboe in Harten Ast gebunden, und dieses wird in die Erde gegraben, in überlagerter Stellung, mitten auf dem Platze, von dem die Thiere zu beschreiten pflegen. Ein Staub ist immer gewünscht; taucht das Rhinoceros der Staub entgegen, so bohrt es sich temetibus tief in die Brust; in entgegengesetzter Richtung über die zähneise hinweggehend, schlägt es sich den Bauch auf, meistens von einem Once bis zum andern, und natürlich verendet das Thier, sowohl an der ungeheuren Wunde als auch an dem Verlust seiner Eingeweide, auf die es tritt und die es sich folchergestalt selbst aus dem Leibe reißt.

XXXVIII.

Ein Rhinoceros, welches sich selbst schlachtet und ausweidet. Ansichten eines Kindes über die Bevölkerung der Erde. Ein kurzes Gespräch über Klugheit und Dummheit. Die Mission der Matrosen und die Mission der Germanen.

Ich selbst sollte Zeuge eines solchen höchst abscheulichen Schauspiels sein. Auf dem Pfade, den wir verfolgten, war in der beschriebenen Weise ein Krisch befestigt worden, und das Thier, welches wir mit dem Tiger lustwandeln gesehen, hatte sich daran gestötet. Der Bauch eines solchen

Auch ein Anstand

Verlag v. Theodor Thiele in Berlin.



Rhinoceros schleppt beinahe auf der Erde, höchstens ist er sechs Zoll davon entfernt. Der Dolch reicht einen Fuß hoch empor; er geht also bei einem Schnitt sechs Zoll tief, bei einem Stich natürlich bis ans Ende, so weit es über der Erde steht, in den Leib.

Das Nashorn hatte sich den Leib aufgeschlissen und lag vielleicht funfzig Schritt von dem Messer entfernt ganz auswurmet und im Wege; es hatte sich fortwährend auf seine am Boden sichtbaren Eingeweide getreten, seine Hinterfüße darin verwickelt und war unter zusammenstürzt, in seinem Blute, seinem Früh und den übrigen Krammleuten seines Leibes geblieben.

Es musste schon längst tot sein; denn wir hatten nun drei Stunden bei dem weißen Zeze mit den Maßzetteln, der Röbe, den Thermometer- und Barometer-Beobachtungen verbracht, und da wir früher hatte den Platz bereits verlassen, als wir Karawant antraten, so waren auch bereits eine solche Menge von Amsteln aller Art darum verstreut, daß ich nicht Neigung hatte, mir einen Weg durch die zubarenen zerstörten und über den Fleischstelen, der den Weg versperrte, zu bahnen, sondern lieber, auf die Weile meiner Begleiter bauend, einen kleinen Umweg machte, wenn schon diese fünfhundert Schritt eine reichliche halbe Stunde forderten, um Lustwurzeln, Kletterpalmen und Stachelsträucher zu entfernen. Endlich waren wir wieder in der Bahn, und es ging nun rüstig weiter. Da ich hier die Spuren von Menschen nicht nur, sondern sogar von Rädern sah, frug ich Galissi, ob dies ein durch Menschen angelegter Weg wäre? Sie verneinte dies, sagte jedoch, daß am Abhange des Berges mehrere malahische Kampongs wären, deren Bewohner sich dieses Pfades immer bedienten, überhaupt pflege man dies zu thun, wo es irgend anginge; denn ein Nashorn habe mehr Kräfte als funfzig Männer; es mache indem es sich durchdränge, besser Bahn als der Mensch mittelst des Beiles. Es breche die Bäumchen ab, und schließlich vertilge es sogar die Spuren der ausgerissenen Gewächse, indem es Alles auffresse, da es von Pflanzen lebe; das könne doch der Mensch nicht, der lasse die niedergeschlagenen Bäume und Gesträuche liegen, welche dann den Weg sehr unbedeckt machen.

„Gewöhnlich führen,“ bemerkte sie, „die Rhinocerospfade zum Wasser und zu den Zucker- oder Reisfeldern; im Walde wohnen die Thiere, in die Ebenen steigen sie herab, um sich zu ägen. Da nun auf dem Gebirge viele Menschen wohnen, so suchen sie entweder diese Wege der Thiere auf, um von den Gebirgen herab zu kommen, oder sie haben dieselben schon von Hause aus benutzt, und sind auf ihnen heraufgezogen nach den Gebirgen, denn diese sind ja doch von den Ebenen und Thälern aus erst bevölkert worden.“

Ganz erstaunt frug ich sie, wie sie zu dergleichen Neuerungen und Ansichten käme, und was sie denn davon wissen könne, auf welche Weise die Welt bevölkert würde?

„Herr,“ sprach sie darauf, „ich bin ja kein Kind — ich sehe ja, was vorgeht. Habe ich doch erlebt, daß unser Dorf so zahlreich wurde, daß die Hütten nicht mehr genug Plätze fanden. Ursprünglich waren bei uns zwei Familien, die immer gegenseitig einander ausnahmen mit ihren Jünglingen und Mädchen, nun wurden der Paare zu viel; der Älteste, das Haupt der einen Familie nahm also seine sämtlichen Sprößlinge männlichen Geschlechts, mit ihren Frauen von der andern Familie und mit deren Kindern zusammen, zog auf die Entfernung von zwei Paale weit von uns und gründete ein anderes Dorf, indessen in dem zur Hälfte verlassenen die Männer der andern Familie mit den Töchtern der Ausgewanderten zurück blieben. So ist es immer gewesen, so wird es auch, so lange noch im Thale Platz ist, ferner sein — allein dies schöne Thal, aus welchem Du heraufgestiegen, war einst, vor jenem schrecklichen Unglücksfall, der so viele tausend Menschen unter dem Kochenden Schlamm des Papandahang begrub, so stark von den verwandten Stämmen bewohnt, daß der Platz daselbst zu fehlen begann. Wenn sich nun mehr Dorfschaften theilten, so zog die jüngste Familie auf den Bergen hinauf, und so sind jene Leiser, zu denen wir jetzt kommen werden, entplanten. Nach dem schrecklichen Unglück, durch die Liebe des Lebendes zu seiner Mutter herbeigezählt, lebte sich das Verhältniß um — die Thalfläche war ganz verwüstet, gänzlich entvölkert. Als nun nach Jahren sich wieder fruchtbare Erde gebildet hatte aus dem verwitterten Gestein, da stiegen viele der früher Ausgewanderten wieder hinab in das heimathliche Thal und gaben demselben eine neue Einwohnerschaft. Siehe, Herr, das ist, was ich — nicht von der Sache denke, sondern von der Sache weiß — ist es wirklich so dumm, wie Du glaubst?“

„Nicht doch, liebes Mädchen,“ erwiderte ich, „es ist gar nicht dumm, was Du sagst, sondern es ist nach meiner Ansicht viel zu klug für Dich.“

„Gi so?“ sagte sie ganz gutmütig und anscheinend ohne im Mindesten beleidigt zu sein: „Du hieltest, Herr, nicht, was ich sagte, für dumm, sondern nur mich persönlich und wundertest Dich, daß ein dummes Mädchen etwas Vernünftiges sagen könne; nun, hierin hast Du Recht, dagegen läßt sich nichts einwenden.“

Ich hätte nun sie gern umarmt und mit hundert Küschen um Verzeihung gebeten; allein dies würde bei der feuschen, feinen Gefüttung der Malahen, welche ihnen zwar gestattet, ihren gegenseitigen Gefühlen Geltung zu verschaffen, aber keineswegs das Heiligste in der Menschenbrust, die Liebe, zu

entweichen, zu profaniren (daher selbst der Mann seine Gattin nicht fühlt in Gegenwart eines dritten) das arme Mädchen nur in großer Verlegenheit gesetzt haben; ich begnügte mich daher damit, ihr zu sagen, daß ich sie falsch verstanden habe, und daß ich mich freue, ihren Kopf und Verstand viel weiter entwickelt zu finden, als man gewöhnlich zu glauben pflege, daß den leichten, fröhlichen Malahen nicht wohlemand eine tiefere Auffassung der Verhältnisse zutraue.

„Herr, ich habe Dir nichts zu verzeihen,“ sagte Galissi bescheiden, „da ich weiß, wie weit ich unter meinem Vater steht, ich bin nur ein Weib, aber wenn Du glaubst, die Männer meines Stammes seien auch Weiber, das heißt, sie wüssten auch nicht mehr mit zu fühlen auch nicht tiefer als wir armen vernachlässigten Männer, die runde Hütte nicht zu Männern bestimmt sind, so liegt es mir, temiter Weile, welchen die Malahen gegen die Kuban weltana mit die Kuban angelaufen, temitt nur daher, daß sie denken und fühlen. Würde Alles, was diese Fremden uns anthun, so leicht an uns vorüber gehen als an den Chinesen, welche nichts weiter wünschen, als fett und reich zu werden, worauf sie dann nicht mehr zu arbeiten brauchen, so würdet Ihr hier ganz gut durchkommen, allein die Malahen sind edlern Stammes als die chinesischen Schweine, und daß Ihr die Gefühle der Malahen mit Füßen getreten, als ob sie Thiere wären, das wird Euch vielleicht in Zukunft großen Nachtheil bereiten.“

„Du hast wohl Recht, gutes Kind,“ erwiderte ich, „und ich wollte, ich vermöchte Dich zu unterrichten, daß ich weder zu den Inglesi noch zu den Wollanda gehöre, (obwohl ich im Dienste der letztern stehe), sondern zu einer edlen, großen Nation, der Deutschen, welche bestimmt ist, die Cultur über den Erdkreis zu verbreiten, dies aber nur so zu thun vermag, daß sie ihre Vorposten, die Norweger und Dänen, die Holländer und Engländer, aussendet, um Grund zu legen; freilich durch höchst ungeschickte Arbeiter, Matrosenmissionäre, die da glauben, die christliche Religion bestehne vorzugsweise darin, daß man am Sonntag kein Thermometer beobachte, da gegen sich am Abend besaße, etwas mehr als an andern Tagen; aber doch ein Grund, auf welchem diese große ehrenwerthe Nation, wenn ihre Pioniere die Arbeit vollbracht haben, weiter bauen, das gesäte Unkraut ausjäten und den mitausgesäten Weizenörnern Platz verschaffen wird. Ich wollte, ich vermöchte Dir das Alles so begreiflich zu machen, wie es völlig begriffen in mir, in meinem Herzen liegt; da ich aber wohl fühle, daß dieses nicht möglich, weil Dein Geist all der vorbereitenden Ansichten entbehrt, die nöthig sind, um richtig zu fassen, was ich sagen möchte — so wollen wir hier unser politisches Gespräch abbrechen, ich gebe Dir aber die

Versicherung, daß Du durch Deinen natürlichen Verstand viel höher bei mir gestiegen bist, um so höher, je weniger ich dies Alles in Dir vermutet.“

Galissi war bescheiden genug, mich nicht zu weiteren Zugeständnissen zu zwingen; sie begann von einem ganz andern Gegenstand zu sprechen, mich auf Dinge aufmerksam zu machen, welche meinen Augen entgangen waren. So entflohen ein paar Stunden, als sich plötzlich vor meinen Augen eine wunderschöne, mit Mais und Sommerweizen bebauten Ebene ausbreitete, die ringsum von einer eigenen Pinusart umschlossen, höchst auffallend an unsere nordischen Gebirgsgegenden erinnerte, wo man auch reine, mit Stroh gedeckte Hütten, inmitten üppiger Kornfelder, und umgeben von dunkelfarbigem Nadelwäldern, sieht, an Stellen, wo man nach halbtägiger Reise und immerfort in dunklen Höhrenforsten wandelnd, nichts als weitere Höhrenwälder zu sehen erwartet, bis sich üppige, fruchtbare, reich bebaute und zahlreich bewohnte Strecken vor den Blicken des Erstaunten aufthun.

XXXIX.

Eigenhümliche Vegetationerscheinungen, durch die Höhe bedingt. Der Berg, den wir einstigen Passhöhe der Malahen Wohlpahu und wolapahu eine Kerze aus einheimischem und eine aus europäischem Buchs.

Hier, in der Höhe von siebtausend Fuß hat die Vegetation einen ganz andern Charakter, als unter denselben Grad zwischen hundert und tausend Fuß Höhe; hier erinnern kleine Blätter, die man gewöhnlich nicht einmal für Blätter erkennen will, sondern Nadeln nennt, hier erinnern zahlreiche Moosgattungen, auf den Stämmen und Zweigen, an die nordischen Gegenen, in denen ganz ähnliche Erscheinungen an den Pflanzen, z. B. der Bambusart, wenn schon an ganz andern Species auftreten, und so wenig man diese hinsichtlich des Reizes, der Uppigkeit mit der sonstigen Vegetation vergleichen kann, so heimelt es doch den Nordländer in der Art an, daß er es verwandt mit seinen Gewohnheiten beinahe schöner findet, als dasjenige, was in den Tropenländern ihn umgibt.

Wir befanden uns im Norden von dem Galungung, vielleicht sage ich besser, wir befanden uns auf dem Galungung. Der Berg läuft hier in sonst ganz gleicher Breite von Süden nach Norden, drei deutsche Meilen lang fort, ein schönes Plateau bildend, das eine sanfte Neigung hat, so gering, daß man dasselbe für ganz eben halten möchte; denn die Meereshöhe des Dorfes Terik Madu, woselbst wir uns jetzt befanden, und wo